

Kerstin  
Hensel  
Tanz am  
Kanal

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2649

Kerstin Hensel erzählt die Lebensgeschichte der Gabriela von Haßlau aus Leibnitz. Präsentiert das Kind, die Schülerin, den Lehrling, die Obdachlose, die sich Papier zusammensucht, um ihr Leben aufzuschreiben, das wahrhaft verdient, aufgeschrieben zu werden. Auch mit Blick auf den Vater: Obermedizinalrat Ernst von Haßlau, Chef der Chirurgischen Klinik. Auch mit Blick auf die Mutter, die – obwohl eher bieder – eines Tages mit einem Schauspieler durchbrennt. Auch mit Blick auf Katka, Gabrielas Freundin aus verkommenem Milieu; auf die Obdachlosen, die sich winters in der Kneipe wärmen und nachts hinausgekehrt werden. Auch mit Blick auf das Gerechtigkeitsverfahren eines sozialistischen Staates: Gabriela wird vergewaltigt, einer der beiden Wüstlinge schneidet ihr, zur Markierung, auf ihrem Arm ein Kreuz ein. Der Staat aber kann ein derart asoziales Verhalten nicht dulden und zwingt den Chirurgenvater, um das Geschehene ungeschehen zu machen, eine Hauttransplantation vorzunehmen.

Ein Lehrstück für alle. Erzählt mit einer Genauigkeit, die der Brutalität nichts schuldig bleibt und die dort abbricht, wo es ihrer nicht mehr bedarf.

Kerstin Hensel  
Tanz am Kanal  
*Erzählung*

Suhrkamp

2. Auflage 2018

Erste Auflage 1997

suhrkamp taschenbuch 2649

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1994

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39149-5

# Tanz am Kanal



**J**etzt, da mir ein großer glatter Bogen Packpapier am linken Brückenpfeiler vor den Füßen liegt, erfahre ich das erste Mal seit Jahren wieder Freude. Es ist kein Zufall, daß mir das Schicksal dieses Papier bringt, denn ich bin auserwählt zu schreiben. Zu nichts sonst auf der Welt, als mein Leben zu erzählen; an diesem Tag werde ich damit beginnen.

Oben auf der Brücke ist es heiß, ein Jahrhundertjuli-tag. Luft quirlt über dem Asphalt. Kneife ich die Augen zu, sehe ich Silber und Grau, Autoreifen, Frauenbeine, Männerbeine, Kinder, Hunde. Auf der Brücke schwitzt das Leben, kocht die Stadt. Hier, wo ich sitze, ist es kühl. Der Kanal zieht dahin in aller Stille. Es ist so heiß, daß er mitunter steht oder die Richtung ändert oder dick wird wie Brei. Unter meiner Brücke aber ist es kühl. Ich hocke, an die feuchte Felssteinwand gelehnt, das Haar klebt im Nacken, ich fühle unter dem Hemd herabrinnen: Brückenwasser. Über mir, im dunklen Bogen, Tropfsteine und Moos. Tropfen zittern an den Stalaktitenspitzen und fallen lange lange nicht und dann platzen sie auf der steinigen Uferbefestigung oder auf meinem Knie. Es dauert mitunter Tage, bis ein Tropfen von der Brückendecke herabfällt. Immer ist die Brücke feucht, aus den alten Steinen sickert Wasser, unablässig. Gut, daß ich nicht ins Schwitzen komme wie die Leute in der Stadt. Daß ich nicht glühe wie ein Autoreifen oder mich durstig abhetzen muß. Auf Arbeit oder nach Hause.

Ich habe einen großen blauen Bogen Packpapier gefunden und ein Dutzend Holzbleistifte, bei mir geklaut. Hier ist es angenehm schattig, an einem Jahrhundertjubiläum im Jahre 1994 in der Stadt Leibnitz, wo ich beginne mein Leben aufzuschreiben. Was mir einst Zwang und Haß war, ist nun Bedürfnis geworden.

Da es *meine* Brücke ist, unter der ich sitze, die letzte freie Brücke in Leibnitz, die ich mir erobert habe, ist mir Lust gekommen. Lust, die aus Besitzverhältnissen stammt. Ich mache es mir bequem. Die alten Jeans werden von drei Bogen Wabepappe geschützt, darauf ich sitze. Mehr habe ich nicht, und dies ist der Punkt, mit dem ich beginnen könnte.

Ich schreibe unter meinem wirklichen Namen Gabriela von Haßlau. Sie haben mich Binka und Ehlchen genannt. Gabriela nur, wenn sie mich haßten. Das erste, woran ich mich erinnere, war ein Geigenkasten. Ich bekam ihn zu meinem vierten Geburtstag. Außen braunes Leder, innen grüner Samt. Ich öffnete ihn und sah das Instrument. Ich hielt es für ein Tier, einen verzauberten Dackel. Als ich aufheulte, riß mich Vater an den Zopfschnecken.

– Das ist eine Violine.

Onkel Schorsch aus Sachsen war bei uns zu Besuch, er lachte.

– Das ist aber 'ne Binka, eure Tochter!

Mutter schämte sich, Vater skandierte mir ins Gesicht:

– Vi-o-li-ne! Vi-o-li-ne! Sprich nach!

Ich weinte über dem verzauberten Dackel. Mutter nahm ihn aus dem Kasten und legte ihn mir in die Hände.

– Paß auf! sagte Vater, und der Geigenbogen strich über die Dackelhaare, die Vater Saiten nannte.

– Sai-ten! sprich nach! sagte er.

Der Dackel fiepte, ich weinte wie noch nie. Onkel Schorsch lachte und goß Cognac über sein Hemd, Mutter mahnte ihren Bruder zur Ruhe.

– Laß dem Ernst seinen Ernst.

Onkel Schorsch prustete unter vorgehaltenem Taschentuch.

Am Abend meines vierten Geburtstages hielt ich die Violine, in der rechten Hand den Bogen. Ich strich einige Katzenlaute.

– FIS! sagte Vater. Und DIS!

Ich machte einen Knicks, wie ich es gelernt hatte. Es gab Gänsepastete und aus dem Plattenspieler Musik von Mozart. Die Villa klang von der Musik und roch nach Geburtstag. Onkel Schorsch lachte noch immer und kippte sich übers Hemd, was auf dem großen gedeckten Tisch stand: Cognac und russischen Sekt, Pasteten und Salate. Ich lernte einen Dackel von einer Violine zu unterscheiden. Mein Vater war Venenchirurg.

Er sprach auch an diesem Geburtstag von Varizen. Das war sein Lieblingswort, und ich lauschte ihm jedesmal lange nach, wenn er es ausgesprochen hatte. Ich liebte dieses Wort, weil ich es niemals nachsprechen mußte. Va-ri-zen! das gab es nicht.

Es war das Wort meines Vaters. *Mir* gehörten Wörter wie Violine, Pastete, Mozart. Auch Onkel Schorschs Worte gehörten mir: Heiamachen, Ringelgehen, Muckschsein. Vater verbot Onkel Schorschs Worte – sie seien schlechtes Deutsch und überhaupt: Wenn Onkel Schorsch es nicht bald zu mehr brächte als zum stellvertretenden Direktor der Grimmaschen Konsumgenossenschaft, dann . . . Mutter lenkte ein: Seine Familie könne man sich nicht aussuchen.

– Doch! sagte Vater, und: Es kommt auf den Stil an, auf den Stil, Christiane, sprich nach!

Onkel Schorsch ging jedes mal von selbst, wenn sein Lachvorrat erschöpft war. Das war meistens nach der Sandmännchenzeit. Wir besaßen einen Fernseher, und mir gehörte das Sandmännchen. Zehn Minuten lang, dann hatte ich Schlafsand in den Augen, und Onkel Schorsch stellte fest:

– Deine Guckeln sinn schon ganz klein, und dein Dackel ist auch schon müde.

– Violine! sagte der Vater.

Onkel Schorsch verabschiedete sich. In der Zeit, die mir zum Schlafen gehörte, stritten sich Vater und Mutter im Kaminzimmer. Ich zog die Bettdecke über beide Ohren und flüsterte Violine Violine Violine. Am nächsten Morgen war ich vier Jahre alt und Vater schon zum Dienst in die Klinik. Durch die großen alten Villenfenster schien Sonne. Mutter stob umher und versuchte, Sonnenstäubchen zu moppen. Von der Geburtstagsfeier waren schmutzige Tischtücher übriggeblieben und ein Rest Pastete. Der Geigenka-

sten lag braun und drohend auf der Konsole in der Wohnstube.

– Du sollst Unterricht nehmen, Ehlchen, sagte Mutter.

Ich durfte keinen Kindergarten besuchen, weil Vater Erster Venenchirurg und Mutter als *Frau* zu Hause war. Auch durfte ich nicht auf der Straße spielen, weil es auf unserer Straße wirklich nichts zu spielen gab und die Villa einen Garten hatte, darin ich mit einem Stöckchen Hüpfkästchen in den Kies zeichnen durfte. *HimmelundHölle* nannte es Vater, *Huppekästel* sagte Onkel Schorsch. Schlechtes Deutsch. Ich hüpfte alleine von der Hölle in den Himmel, das linke Bein angezogen, das Sprungbein zu wacklig, um ungestraft in den Himmel zu kommen: Es sprang auf die gefährlichen Linien, neben das Kästchen oder knickte um. Ich blieb auf der Strecke. Niemand maß sich mit mir. Vater achtete darauf, daß ich nicht in falsche Gesellschaft gerate, allein es gab überhaupt keine Gesellschaft für mich, keine richtige und keine falsche. Unter der Treppe, die an der Rückseite der Villa in den Waschkeller führte, hatten Spinnen ihre Netze gewoben. Schwarz lauerten sie im hinteren Teil der Behausung. Für sie sammelte ich Ameisen, Franzosenkäfer und als besonderen Leckerbissen Regenwürmer; legte die Tierchen auf das vordere Netzteil – die Spinne schoß aus ihrem Versteck heraus, tötete das Opfer mit einem Biß und saugte es aus. Ich fütterte die Spinnen täglich, bis mich Mutter erwischte und der Mop alle Netze zerriß, alle Tiere zerquetschte.

Ich trug Lackschuhe, Strumpfhosen, Petticoat, Rippenhemdchen und ein grünrot gehäkeltes Kleid. Oder ein blauweiß gehäkeltes. Die schwarzen Haare flocht Mutter zu Zöpfen. Goldfarbene Gummis hielten sie zusammen. Abends riß sie mit einer Bürste Fitz aus dem Haar, kämmte es aus, bis ich vor Schmerzen wimmerte.

– Denk an die Leute, die Varizen haben, sagte Vater, die weinen auch nicht.

Eines Tages weinte Mutter. Auf dem roten Plüschsofa saß sie, vor sich eine Flasche Cognac, Vaters Leibgetränk. Mutter trank zweidrei Cognac und drehte eine Sirene in ihrem Inneren auf. Mutter war eine Fremde. Ich bekam Angst und wollte in der Klinik nach Vater telefonieren, da brach die Sirene ab und Mutter sagte ganz ruhig:

– Deinen Onkel Schorsch haben sie erschossen.

Das Wort *erschossen* gehörte weder mir, noch Mutter, noch Vater. Auch Onkel Schorsch gehörte es nicht. Es war einfach da, hergesagt aus dem Nichts. Es klang nach schlechtem Deutsch. Ich schüttelte den Kopf und flüsterte Mutter ins Ohr:

– Du darfst es nicht weitererzählen, es ist unser Geheimnis, nicht wahr?

Mutter nickte und zog mich zu sich auf den Schoß.

– Du dumme kleine Binka, sagte sie, jetzt mußt du Onkel Schorsch aber ganz schnell vergessen.

Ich versprach es. Am Abend drehte Vater den Fernseher sehr laut, da hörte ich es wieder, dieses Wort *erschossen*, und noch andere Wörter hörte ich: Kräfte-messen, Frieden. Mutters Sirene heulte. Mit Onkel

Schorsch war das schlechte Deutsch in unserer Familie gestorben. Vater beschloß, eine Geigenlehrerin kommen zu lassen. Frau Popiol trug eine rotlockige Perücke und einen Nadelstreifenanzug wie ein Mann. Sie kam mit ihrem Sohn Kurt, der war blöd. Mongo, sagte der Vater. Kurt hockte sich in die hinterste Ecke des Musikzimmers. Sein Kopf wackelte die Zeit über, und er bog pausenlos seine blassen wurstigen Finger gegen die Gelenke. Ich beobachtete den Jungen aufmerksam. Er war vielleicht vierzehn Jahre alt, und er faszinierte mich.

– Mußt keine Angst haben vor Kurt, er ist lieb, sagte Frau Popiol.

Ich hatte keine Angst. Nur vor seinen Fingern, die Kurt wie Gummi nach außen bog, graulte ich mich. Frau Popiol stellte mich vor das Klavier, nahm die Geige aus dem braunen Kasten:

– Was ist das?

Ich schwieg, weil ich wußte, Frau Popiol wußte, daß ich es wußte. Aber Frau Popiol blieb eisern.

– Was ist das?

– Ein Dackel, sagte ich.

Kurt patschte in die Hände.

– Du lernst auf einer Violine, sagte Frau Popiol und griff nervös in die rote Perücke.

– Vi-o-li-ne.

– Ja.

Ich nahm gehorsam das Instrument, strich FIS CIS DIS –

– HALT! rief die Lehrerin. Ich ließ den Bogen fallen.

– Du bist ein unaufmerksames Kind.

- Ja.
- *Du* willst Geige lernen?
- Ja.
- Diese Möglichkeit hat bei uns nicht jeder.
- Ja.
- Wie alt bist du?
- Fünf.
- Das richtige Alter.
- Ja.
- Weißt du, was eine Note ist?
- Ja.
- Ja.
- Ja.

Sie zeigte mir, wie ich den Bogen zu halten habe. Ellenbogen nach außen. Nicht verkrampfen, Finger locker. Rücken gerade. Ellenbogen nach außen. Kopf linksbiegen. Nicht verkrampfen. Finger locker. Ellenbogen nach außen. So nicht. Ja, so. Noch höher. Noch.

Der Bogen zitterte. Ich hatte nur Kurt im Auge, der blöd und glücklich in der Ecke hockte, ein Affe, sabbernd, der Kopf wackelte. Ich hatte Lust zu wissen, ob er gern Geige spielen würde. Der Bogen fiel zum zweiten Mal zu Boden. Frau Popiols Hand klopfte auf den Klavierdeckel.

- Woran denkst du, Mädchen?
- Vi-o-li-ne.
- Na, machen wir erstmal einen Rhythmustest. Klatsch mir nach!

Frau Popiol klatschte in die Hände, ich tat es ihr nach, verklatschte mich schon nach dem zweiten Takt.

- Hoffnungslos, aber dein Vater möchte es so.
- Ich möchte mit Kurt spielen.
- Morgen komme ich wieder. Dann weißt du, wie man einen Bogen hält.

Zum Abschied nahm mich Frau Popiol in den Arm, küßte mich auf die Zöpfe, ihre roten Locken vermischten sich mit meinen schwarzen Flechten. Sie küßte lange, bis sie den Halsansatz erreichte und ich mich vor Kitzel schütteln mußte. Kurt bog die Finger, und Frau Popiol zog ihn aus der Hocke nach oben.

- Bis morgen, Ehlchen, sagte sie.

Das Wort *Ehlchen* gehörte meiner Mutter.

Es schreibt sich gut. Der Kanal dampft. Heute hat die Leibnitzer Wollfärberei Rot hineingelassen, gestern Blau, Blau wie Packpapier. Nach drei Stunden Schreiben mache ich Pause, erhebe mich vom Wellpappsessel, strecke mich. Ich muß mich immer in der Nähe meiner Brücke aufhalten, sonst ist sie womöglich plötzlich besetzt. Zweimal bin ich selbst Besetzerin gewesen: Bin unter die Sonntagsbrücke gegangen und unter die Grüne Brücke, weil ich Unterkunft suchte, einen windstillen Platz zum Schlafen. Und jedesmal – die Pappe war schon ausgebreitet und ich mit der grauen Caritasdecke zugedeckt – kamen die Herrschaften. Ratte! das ist unser Platz! Drei Männer, alte Kanaltänzer, räudig, rätzig – Das, hatten sie gesagt, sei *ihr* Platz. Ich hatte es nicht gewußt, nahm Decke und Pappe und meinen Plastikbeutel voller

Eigentum. Von der Sonntagsbrücke lief ich zur Grünen Brücke. Eines wußte ich seit dem ersten Tag meiner Obdachlosigkeit: In Hauseingängen, Toreinfahrten und unter Balkonen war *Es* verboten, also zur Grünen Brücke, die nur ein schmales Stück Ufer freiließ und sich nicht im Leibnitzer Zentrum befand. Aber auch die war besetzt – eine Horde Drecksstücke, die mich davonjagte: Geh ins Hotel! – Sie nahmen mir die Caritasdecke weg und lachten mit Zahnstummeln. Die ist bestimmt von Sozialamt, flötete ein ganz Junger, und die Horde meckerte muhte blökte über den Kanal. Revier war Revier. Ich lernte schnell, fand *meine* Brücke. Zwischen Wollfärberei und dem ehemaligen Industrierwerk. Sie heißt einfach Kanalbrücke und hält nachts Wind und Regen ab. Oder im Jahrhundertsommer die Hitze.

Ich strecke die durchs Sitzen steifgewordenen Glieder und trete aus dem Brückenschatten hervor. Wunderbar, so viel geschrieben zu haben, und die Welt meiner Kindheit deckt sich mit dem warmen Rostrot, das der Kanal heute bietet. Über Leibnitz flirrt der Sommer. Ich bin frei. Heute, nachdem der unaufhaltsame Abstieg meiner Familie vollendet ist, erkenne ich: alles hat mich doch nur in den Zustand der Unabhängigkeit versetzt. Gewiß, ich bin allein und verludert genug, um in nächster Zeit keinen Menschen für mich beanspruchen zu können – was aber soll diese Abscheu, mit der die Leute mir begegnen, oder das Mitleid, das sie, schwitzend unter ihren Pflichten, aufbringen. Als ob es ihnen besser ginge. Keiner weiß mehr meinen Namen, keiner,

was ich getan habe, wer ich war, wer ich bin. Was für ein Glück. Freilich wäre ich nicht berufen, zu schreiben, sähe mein Zustand anders aus. Ich würde herumhängen, trinken und stinken. Aber ich stinke nicht. Bin sauber. Wasche mich täglich im Schillerpark am Springbrunnen, früh morgens, wenn das Tor noch geschlossen ist. Dann Frühstück in der Caritas. Oder waschen in der Caritas und Frühstück im Schillerpark.

– Es geht, sage ich, aber es geht nur, weil ich schreibe.

Bis zum Mittag werde ich die Rückseite des Packpapiers beschrieben haben. Ich spüre den Fluß in mir, eine ziehende treibende Freude.

Ich lernte Violine. Nach zwei Wochen Übung hielt ich den Bogen so, daß Frau Popiol zufrieden war. Für den ersten richtigen Ton benötigte ich abermals zwei Wochen. Nur Kurt war begeistert. Er verbog die Finger und grinste, wenn seine Mutter giftiges Lehrerunglück über mir ausgoß. Ich war unmusikalisch. Vater bezahlte Frau Popiol gut. Im Mai 1963 wurde er zum Obermedizinalrat der Chirurgischen Klinik berufen.

Am Tag seiner Berufung war Vater ein Mensch. Zum Frühstück nahm er mich auf den Schoß. Ich roch Spike-Rasierwasser, das er von seinen Varizen-Patienten aus dem Westen geschenkt bekam.

– Hoppehoppe Reiter, sang Vater, und sein schwarzer Schnurrbart wippte an den Spitzen.

– Heute ist ein großer Tag, Ehlchen, heute werde ich Obermedizinalrat.

Auch Mutter war fröhlich.

– Da mußt du aber ernsthafter werden, Ernst.

– Ich habe eine Überraschung für dich, Ehlchen.

Vater stemmte mich in die Luft und küßte meinen Mund. Sein Atem roch nach Apotheke.

– Du spielst heute vor unserem Ärztekollektiv auf deiner Geige.

Vater nahm einen Cognac und verließ das Haus. Ich wollte nicht. Bockte. Frau Popiol wurde zum Kriseneinsatz gerufen. Frau Popiol prügelte: FIS! CIS! DIS! Bis es saß. Mutter bügelte eine weiße Spitzenbluse.

– Blamier uns nicht, Kind.

– Das Kind *wird* Sie blamieren, Frau von Haßlau.

– Wofür bezahlen wir Sie, Frau Popiol?

FIS! CIS! DIS! Der Dackel heulte quietschte fiepte.

– Du spielst *falsch*, Gabriela!

– Aber wir bezahlen Sie, Frau Popiol.

Die Feierstunde in der Chirurgischen Klinik war herangerückt. Obermedizinalrat Dr. med. Ernst von Haßlau holte Mutter und mich am Kliniktor ab. Groß und weiß stand er vor mir und roch nach fremdem Cognac.

– Haltet euch nur im septischen Bereich auf. Das Wort *septisch* gehörte Vater. Ich hielt den Geigenkasten unter dem Arm und verbiß mir das Wort septisch. Mutter lächelte nervös, hängte sich an den Arm ihres Mannes. Wir liefen durch die hallenden Gänge des Klinikums, enge hohe Flure, an deren Decken flächenweis Farbe bröckelte, das alte Wandgelb roch

nach aufgeschlagenen, sepsogewaschenen Knien; der Türen Lackweiß, darauf geheimnisvolle Namen wie Labor, Ultraschall, Op I und Op II standen, war stockfleckig und abgegriffen. Von irgendwoher vernahm ich Wimmern, von woanders her metallisches Klappern.

– Komm weiter, Ehlchen, man wartet schon auf uns. Ich tippelte zwischen den Eltern, an der Hand schlenkernd der Geigenkasten. Ich hatte Angst wie vor einer Riesenspritze.

Von der Feierstunde behielt ich nur noch das Blaue Loch. Ich stand, die Geige in der Hand, auf einem Podest. Vor mir der Saal mit weißen Leuten. Ich hob den Bogen – und fiel ins Blaue Loch. Fand mich auf einer Pritsche wieder, öffnete die Augen – über mir Vaters Schnauzbart, der an den Spitzen zitterte.

– Gabriela!

Eine Schwester erschien, flößte mir Tropfen ein.

– Habe ich jetzt auch Varizen? fragte ich.

Es gab Gelächter in der Klinik, nur Vater lachte nicht.

– Wir werden eine andere Lehrerin für dich suchen, du hast mich in Grund und Boden blamiert.

Ich lag auf der Pritsche im Op II, über mir jetzt die riesige runde Lampe. Ich hoffte, daß sie herabstürzt und mich begräbt. In Grund und Boden.

Cognacflaschen kreisten. Die Ärzte redeten viele Wörter, die mir alle nicht gehörten.

Weil sich keine andere fand, blieb Frau Popiol meine Geigenlehrerin. Vater hospitierte mehrere Stunden lang und kam zu dem Schluß, daß Frau Popiol streng